

Priesterliche Existenz heute

Zur spirituellen Dimension des Priesterseins im Anschluss an das II. Vatikanische Konzil*

Prof. Dr. Winfried Haunerland

Im Blick auf die Wirkungsgeschichte des Dekrets über Dienst und Leben der Priester *Presbyterorum Ordinis* resümierte der Münchener Pastoraltheologe Ludwig Mödl 40 Jahre nach dem II. Vatikanischen Konzil:

„Dass das II. Vatikanische Konzil bis heute in der Kirche zwar viel verändert, aber keine wirklich spirituelle und praktisch-theologische Reform gebracht hat, die den Glaubensschwund in Europa gestoppt und einen Glaubensfrühling hätte aufbrechen lassen, dürfte – neben anderem – darin liegen, dass die Stellung der Priester, die Hauptakteure der Reform sein müssten, unzureichend beschrieben ist, wenn sie nur als »Mitarbeiter der Bischöfe« (Ar[t]. 4) angesehen werden. Dies entspricht nicht ihrer wirklichen Bedeutung in der Praxis. Es wird der Eindruck erweckt: Eigentlich sollten alles die Bischöfe machen, aber weil sie eben nicht überallhin kommen und nicht überall sein können, dürfen die Priester sie vertreten. Der Priester als Mitarbeiter muss anders definiert und präsentiert werden als dies in den Konzilstexten und den nachfolgenden Dokumenten aufscheint.“¹

Stimmt diese scharfe Kritik am Priesterdekret und der nachkonziliaren Entwicklung? Ist das Priesterbild des Konzils wirklich unbrauchbar? Im Folgenden wird deutlich werden, dass eine solche Kritik der Konzilstexte durchaus Anhaltspunkte in den Texten hat. Allerdings wird sich ebenfalls zeigen, dass in den Aussagen der Konzilsväter auch ein Potential für den presbyteralen Dienst und die priesterliche Spiritualität gerade in der Gegenwart steckt. Dass für die Spiritualität der Priester noch weitere fruchtbare Ansätze im Dekret *Presbyterorum ordinis* und im Dekret über die Priesterausbildung *Optatam totius* zu finden sind, kann in einem dritten Schritt zumindest exemplarisch gezeigt werden.

1. Die Priester als die Stiefkinder des Konzils

Die Ekklesiologie des II. Vatikanischen Konzils hat durch zwei wichtige Akzente das früher vorherrschende Kirchenbild ergänzt. Das I. Vatikanische Konzil hatte den Primat des Papstes definiert, ohne eine Theologie des Episkopates zu entwickeln. Daraus entstand eine papstzentrierte Lehre von der Hierarchie, die schon bald nach dem Konzil beim deutschen Reichskanzler Otto von Bismarck zu der Einschätzung führte, die bischöfliche Jurisdiktion sei in die

päpstliche aufgegangen und die Bischöfe seien nur noch Werkzeuge des Papstes, sie seien also „seine Beamte ohne eigene Verantwortlichkeit“ (DH 3112). Diese Missdeutung konnten zwar die deutschen Bischöfe schon 1875 mit Zustimmung des Papstes zurückweisen.² Doch machte dies von der Sache her eine lehrmäßige Ergänzung des I. Vatikanischen Konzils nicht überflüssig, die das II. Vatikanische Konzil mit seiner Lehre vom Episkopat und von der Kollegialität der Bischöfe brachte.

Eine zweite Einseitigkeit der neuzeitlichen Theologie bestand darin, dass kirchliches Handeln allein dem Klerus zugesprochen wurde und so die Kirche in der Gefahr war, mit dem Klerus identifiziert zu werden. Im Rückgriff auf das Bild von der Kirche als Volk Gottes gelang es dem II. Vatikanischen Konzil, diese kleruskonzentrierte Ekklesiologie zu überwinden und die Würde aller Getauften, also auch der sogenannten Laien, neu in den Blick zu nehmen. Dass die beiden aus der Alten Kirche wiedergewonnenen Akzente Konsequenzen für die Praxis und das Verständnis des presbyteralen Amtes hatten und damit auch die Identität der Priester betrafen, wurde offensichtlich in der Zeit des Konzils nicht mit der nötigen Sensibilität wahrgenommen.

Bekanntlich war die Sakramentalität des Bischofsamtes bis in die Zeit des II. Vatikanischen Konzils umstritten. Amtstheologie war weitgehend Theologie des Priesteramtes der Presbyter.³ Das Sakrament des Ordo, aber auch priesterliche Spiritualität wurden wesentlich von der Konsekrationsvollmacht der Presbyter her verstanden. Hier setzt das Konzil – auch im Dekret *Presbyterorum Ordinis* – deutlich neue Akzente, wenn zum Beispiel die Verkündigung des Wortes Gottes als die erste Aufgabe der Priester herausgestellt wird (vgl. PO 4). Zwar wird weiterhin die Bedeutung der Eucharistie für die Spiritualität der Priester betont, ihre eigentliche Identität scheinen die Priester aber dadurch zu gewinnen, dass sie als „Mitarbeiter der Bischöfe“ (PO 4) bezeichnet werden.

*Priester nur Mitarbeiter der Bischöfe –
Presbyter als defiziente Bischöfe?*

Artikel 2 des Dekretes spricht grundlegend vom Amt der Bischöfe, um daraus zu folgern:

„Ihr Dienstamt ist in untergeordnetem Rang den Priestern übertragen worden;

als Glieder des Priesterstandes sollten sie, in der rechten Erfüllung der ihnen von Christus anvertrauten Sendung, Mitarbeiter des Bischofsstandes sein.“ (PO 2)

An manchen Stellen drängt sich der Eindruck auf, dass die auf dem Konzil versammelten Bischöfe geradezu ängstlich besorgt sind, den stellvertretenden Charakter des presbyteralen Handelns herauszustellen. So erinnert das Dekret daran, dass die Priester „im Namen des Bischofs die Familie Gottes“ (PO 6) versammeln und „im Namen des Bischofs Sorge tragen“ für das gemeinsame Wohl aller Gläubigen (PO 9). Auch Artikel 5 sieht die Presbyter wesentlich als Stellvertreter des Bischofs:

„In jedem Vollzug der Sakramente ... werden sie [die Presbyter] auf verschiedene Weise mit dem Bischof hierarchisch verbunden und machen ihn so in den einzelnen Gemeinschaften der Gläubigen gewissermaßen gegenwärtig“ (PO 5).

Nun hatte schon die Liturgiekonstitution bedauert, dass „der Bischof nicht immer und nicht überall in eigener Person den Vorsitz über das gesamte Volk seiner Kirche führen kann“ (SC 42), und im Seelsorger in der Pfarrei den (oder auch nur den) gesehen, „der den Bischof vertritt“ (SC 42). Auch das Dekret über den Dienst der Bischöfe *Christus Dominus* sprach mit formaler Hochachtung von den Priestern, „die ja für ihren Teil die Aufgaben und Sorgen der Bischöfe übernehmen und in täglicher Mühewaltung so eifrig verwirklichen“ (CD 16). Von diesen Aussagen her kann man tatsächlich den Eindruck haben, dass die Priester vor allem – wie es im Weihegebet zum Ausdruck kommt – den „Bischöfen ... zuverlässige Helfer“ sein sollen, deren die Bischöfe in ihrem „apostolischen und priesterlichen Dienste“⁴ bedürfen.

Auch die Aussagen zum priesterlichen Gehorsam können als Ausdruck der Sorge um das bischöfliche Amt gelesen werden:

„Die Priester aber sollen die Fülle des Weihesakramentes der Bischöfe vor Augen haben und in ihnen die Autorität des obersten Hirten Christus hochachten. Sie schulden ihrem Bischof aufrichtige Liebe und Gehorsam.“ (PO 7)

Das Dekret über die Priesterausbildung definiert ebenfalls als wichtiges Ausbildungsziel für die Priesterkandidaten, „daß sie später als Priester ihrem eigenen Bischof als ergebene Mitarbeiter anhängen“ (OT 9). Dass solche bischöflich verfassten Sätze der eigenen Kompetenzbegründung unter den Verdacht ideologischer Machtabsicherung geraten, sollte nicht verwundern.

Die familiäre Beziehung zwischen Bischöfen und Priestern – überfordertes Ideal

Nun darf man aber nicht übersehen: *Presbyterorum Ordinis* zeichnet auch ein

sehr familiäres Bild vom Verhältnis des Bischofs zu seinen Priestern, wenn derselbe Artikel 7 die Bischöfe mahnt, die Presbyter als „ihre Brüder und Freunde“ (PO 7) zu betrachten. Inhaltlich knüpft das Priesterdekret damit an Aussagen an, die schon im Bischofsdekret *Christus Dominus* zu finden sind. Dort heißt es über die Bischöfe:

„Mit besonderer Liebe seien sie jederzeit den Priestern zugetan, die ja für ihren Teil die Aufgaben und Sorgen der Bischöfe übernehmen und in täglicher Mühewaltung so eifrig verwirklichen. Sie sollen sie als Söhne und Freunde betrachten. Deshalb sollen sie sie bereitwillig anhören und sich durch ein vertrauensvolles Verhältnis zu ihnen um den Fortschritt der gesamten Seelsorgearbeit in der ganzen Diözese bemühen.“ (CD 16)

Dieses familiäre Bild der Beziehung von den Presbytern zu ihrem Bischof mag in der frühen Kirche möglich gewesen sein und in einzelnen (italienischen) Kleinbistümern eine Chance haben. In unseren deutschen Großdiözesen kann die damit verbundene Nähe des Bischofs zu seinen Priestern nur schwer verwirklicht werden. Deshalb wird eine presbyterale Spiritualität, die wesentlich von der persönlichen Beziehung zum eigenen Bischof geprägt ist, die Bischöfe überfordern und auf Dauer nicht tragen können.

Die bisherigen Beobachtungen stützen also durchaus die scharfe Kritik, die Ludwig Mödl am Priesterbild des Konzils übt. Der Priester erscheint lediglich als abhängiger Mitarbeiter des Bischofs und ist insofern ein defizienter Bischof, der der eigentliche Amtsträger ist. Eine positive Bestimmung des Presbyters ist das allerdings nicht. Von daher ist offensichtlich eine mit den ekklesiologischen Ergänzungen organisch verbundene Theologie des Presbyterates (wie im übrigen auch des Diakonates) ein Desiderat, das Theologie und Kirche weiterhin aufgegeben ist.

2. Presbyterat als Amt im Fragment

Bekanntlich war katholische Amtstheologie lange Zeit weitgehend vom Amt des Presbyters geprägt, wobei dieser als *sacerdos* wesentlich von seiner Konsekrationsvollmacht her verstanden wurde. Diese sazerdotal-liturgische Engführung wollte das II. Vatikanische Konzil zu Recht überwinden, indem es nicht nur die Verkündigung als die erste Aufgabe der Presbyter herausstellt und ihn so als Lehrer kennzeichnet, sondern neben seinen liturgischen Aufgaben als Priester (*sacerdos*) auch die Hirtenaufgabe des Presbyters beschreibt. Dabei werden unterschiedliche Gruppen aufgezählt, für die die Presbyter da sein sollen, schließlich aber auch gesagt:

„Die Hirtenaufgabe beschränkt sich aber nicht auf die Sorge für die einzelnen Gläubigen, sondern umfaßt auch

wesentlich die Bildung einer echten christlichen Gemeinschaft.“ (PO 6)

Priester als Gemeindeleiter – Nicht-pfarrer als defiziente Presbyter?

Natürlich kann die Identität der Presbyter nicht allein durch eine Aufzählung verschiedener Tätigkeiten beschrieben werden. Deshalb war es wichtig, dass eine Einheitsidee des priesterlichen Dienstes und der priesterlichen Existenz gesucht wurde, die die Presbyter nicht nur als defiziente Mitarbeiter des Bischofs erscheinen ließ. Walter Kasper hat diese Einheitsidee in der Berufung der Presbyter zur Gemeindeleitung gesehen.⁵ Die Bestimmung der Presbyter als Gemeindeleiter minderte nicht ihren Bezug zur Eucharistie, gab allerdings ihrer Vollmacht zum Vorsitz in der Messfeier einen größeren ekklesiologischen Rahmen.

Im Horizont der nachkonziliaren Gemeindeftheologie folgte aus der presbyteralen Bestimmung zur Gemeindeleitung allerdings für viele eine theologische Identifizierung von Priestersein und Pfarrersein, kam doch die Leitung der Pfarrgemeinde allein dem Pfarrer zu, der damit für viele zum Normbild des Presbyters wurde. Von ihrer eigenen Motivation und Berufungsgeschichte her war das Amt des Pfarrers sicher auch das Ziel, auf das die meisten Priesterkandidaten zgingen. Dass Presbyter in den Diözesen wie in den Ordensgemeinschaften in großer Zahl auch andere Aufgaben wahrnahmen, wahrnehmen mussten oder gar wahrnehmen wollten, war von daher besonders begründungsbedürftig. Presbyter, die nicht Pfarrer waren, erschienen als Randformen, die das eigentliche Bild des Presbyters als pfarrlicher Gemeindeleiter nur verdunkelten.

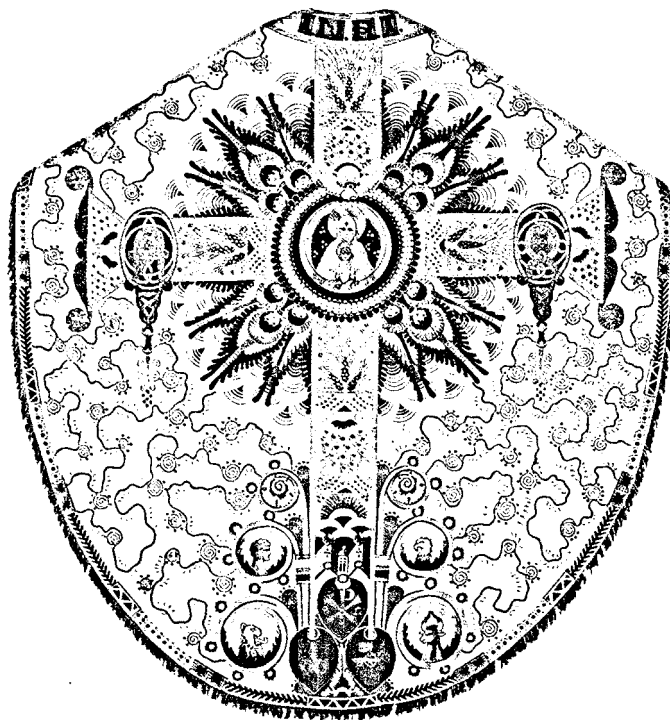
Insofern führt die Bestimmung des Presbyters als Gemeindeleiter leicht zu einer Einengung des priesterlichen Dienstes. Vieles, was Priester früher getan haben, wird damit illegitim, anderes erscheint als sekundär. Presbyter in der Verwaltung, in der Kategorialseelsorge oder gar in Schule und Wissenschaft wirken damit zwar nicht wie defiziente Bischöfe, sondern wie defiziente Pfarrer und insofern wie defiziente Priester.

Diese Einschätzung wird aktuell noch gefährlicher, wenn die pastoralen Strukturveränderungen in den deutschen Bistümern dazu führen, dass durch Pfarrverbände und Großpfarreien, in denen auf Dauer mehrere Priester arbeiten sollen, in Zukunft nicht wenige Priester niemals kanonischer Pfarrer werden, sondern unter einem leitenden Pfarrer verantwortlich die Seelsorge mitgestalten sollen, ohne selbst Pfarrer zu sein. Wenn Gemeindeleitung das Spezifikum des Presbyters ist, werden

diese alle auf Dauer defiziente Presbyter bleiben.

Pastorale Ideale als Überforderung der einzelnen Priester

Nun ist zumindest dort, wo die pastoralen Ideale beschrieben werden, nicht allein die Pfarrei betroffen. Das Priesterdekret nimmt in einem umfassenderen Sinn die verschiedenen Gruppen wahr und stellt heraus, dass alle presbyteralen Bemühungen „auf die Erziehung der Menschen zu christlicher Reife hingebunden sind. Um diese zu fördern, sollen die Priester ihnen helfen, zu erkennen, was in den wichtigen und den alltäglichen Ereignissen von der Sache her gefordert ist und was Gott von ihnen will. Sie müssen die Christen auch anleiten, nicht nur sich zu leben, sondern entsprechend den Forderungen des neuen Liebesgebotes mit der Gnadengabe, die jeder empfangen hat, ein-



Meßgewand (Kasel) aus dem Jahr 1923

ander zu dienen; so sollen alle ihre Aufgaben in der Gemeinschaft der Menschen christlich erfüllen. Obgleich die Priester allen verpflichtet sind, so sollen sie sich doch vor allem der Armen und Geringen annehmen. Denn der Herr selbst war ihnen verbunden, und ihre Evangelisation ist zum Zeichen messianischen Wirkens gesetzt. Mit besonderem Eifer sollen sie sich auch der Jugend annehmen, ebenso der Eheleute und Eltern, die in Freundeskreisen zu versammeln wünschenswert ist, damit sie einander helfen, ihr oft schweres Leben leichter und vollkommener christlich zu meistern. Ferner mögen die Priester daran denken, daß alle Ordensmänner und Ordensfrauen als ausgezeichnete Teil im Hause Gottes eine eigene Sorge für ihren geistlichen Fortschritt zum Wohl der ganzen Kirche verdienen. Am meisten sollen sie für die

Kranken und Sterbenden besorgt sein, sie besuchen und im Herrn aufrichten ... Ihre besondere Sorge gelte jedoch den Katechumenen und Neugetauften; sie sind schrittweise zur Erkenntnis und Führung eines christlichen Lebens zu erziehen.“ (PO 6)

Der Text zeichnet sich dadurch aus, dass er bei seinem Bemühen um Vollständigkeit dennoch Prioritäten zu setzen versucht, die allerdings lebenspraktisch kaum ernst genommen werden können. Denn wie soll ein Einzelner sich vor allem der Armen und Geringen annehmen, mit besonderem Eifer auch der Jugend sowie der Eheleute und Eltern? Eine eigene Sorge verdienen weiterhin die Ordensleute, aber am meisten sollen sich die Presbyter um die Kranken sorgen, wobei ihre besondere Sorge den Katechumenen gilt. Wie soll das gehen, wenn zugleich zur amtlichen Verantwortung des Pfarrers auch kirchliche und staatliche Verwaltungsaufgaben gehören und eine partizipative Seelsorgekultur und die Wertschätzung des Einsatzes der ehrenamtlichen und hauptberuflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ohne Absprachen und Sitzungen nicht möglich ist? Wer alles priorisiert, priorisiert nichts. Wer wirklich Prioritäten setzen will, muss auch sagen, was liegen bleiben kann und weniger wichtig ist.

*Der Bischof garantiert das Ganze
– der Presbyter ermöglicht Prioritäten!*

Wenn die einzelnen Presbyter einen Text wie Artikel 6 des Priesterdekretes als Maßstab oder gar Gewissensspiegel für sich und ihr presbyterales Handeln nehmen, sind sie überfordert und müssen verzweifeln. Genau hier kann es hilfreich sein, die Amtstheologie des II. Vatikanums wieder aufzugreifen und ein realistisches Priesterbild zu entwickeln: Wenn das Amt in seiner Fülle dem Bischof zukommt, dann muss dieser sicherstellen, dass alle Dimensionen des Amtes in angemessener Weise gelebt werden. Für die einzelnen Presbyter kann dies allerdings heißen, dass nicht jeder alle Dimensionen des Amtes in gleicher Weise verwirklichen muss, sondern je nach seiner konkreten Beauftragung einseitig sein darf und auch sein muss.

Der Bischof und seine Mitarbeiter in der Diözesanleitung werden durch PO 6 an wichtige Aufgaben erinnert, die sie berücksichtigen sollten, wenn sie Kriterien entwickeln, für welche Aufgaben sie Presbyter besonders beauftragen wollen. Dem einzelnen Presbyter allerdings muss der Bischof gerade nicht eine umfassende Sorge für das Ganze und vor allem für alles übertragen, sondern kann wichtige Aufgaben des Amtes durchaus so aufteilen, dass einzelne Presbyter ohne schlech-

tes Gewissen auch wichtige Aufgaben liegen lassen können, weil sie nicht ihre Aufgaben sind. Dafür aber werden sie frei, anderen Aufgaben tatsächlich besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Die Fähigkeit, verantwortet „Nein“ sagen zu können, um der eigenen spezifischen Sendung gerecht zu werden, dürfte – wenn nicht alles täuscht – gerade in unserer heutigen Zeit eine wichtige pastorale und spirituelle Kompetenz sein.

3. Theologisch und spirituell wichtige Aussagen der Konzilsdekrete

Repräsentation Christi und des Bischofs

Auch wenn die Aussagen über den Priester als Vertreter des Bischofs in den Konzilstexten relativ dominant sind, darf nicht übersehen werden, dass die Dokumente die Priester ebenso in einer unmittelbaren Christus-Beziehung sehen. So erinnert *Presbyterorum Ordinis* Art. 2 daran, dass „das Priestertum der Amtspriester ... durch ein eigenes Sakrament übertragen [wird]. Dieses zeichnet die Priester durch die Salbung des Heiligen Geistes mit einem besonderen Präge- mal und macht sie auf diese Weise dem Priester Christus gleichförmig, so daß sie in der Person des Hauptes Christus handeln können.“ (PO 2)

Die Presbyter repräsentieren also nicht nur den Bischof, sondern sie repräsentieren auch Christus selbst, der das Haupt seiner Kirche ist. Es gibt also im konziliaren Konzept eine doppelte Repräsentation⁶, wobei die eine nicht einfach in der anderen aufgeht. Der Presbyter handelt nicht deshalb *in persona Christi capitis*, weil er den Bischof gegenwärtig setzt, sondern weil er dazu sakramental befähigt ist. Dass beide Bezüge für die Theologie des Priesterdekretes grundlegend sind, belegt auch Artikel 12:

„Das Weihesakrament macht die Priester Christus dem Priester gleichförmig. Denn sie sind Diener des Hauptes zur vollkommenen Auferbauung seines ganzen Leibes, der Kirche, und Mitarbeiter des Bischofsstandes.“ (PO 12)

Bei der Rezeption der Konzilstexte muss also vermieden werden, aus der positiven Anbindung der Presbyter an den Bischof zu schließen, es gäbe keine Christus-Unmittelbarkeit des Priesters. Diese bleibt wichtig und dürfte für die Spiritualität der Priester sogar wichtiger sein als die mehr oder weniger tragfähige Beziehung zu ihrem jeweiligen Bischof.

Die Entwicklung einer Christus-Beziehung ist deshalb zu Recht das geistliche Bildungsziel in der Ausbildung der Priesterkandidaten. Nach dem Dekret *Optatam totius* „sollen die Alumnus lernen, in inniger und steter Gemeinschaft mit dem Vater durch seinen Sohn Jesus Christus im Heiligen Geist zu leben. Durch die heilige Weihe werden sie einst Christus dem Priester gleich-

förmig; so sollen sie auch lernen, ihm wie Freunde in enger Gemeinschaft des ganzen Lebens verbunden zu sein. Sein Pascha-Mysterium sollen sie so darleben [*vivanti*], daß sie das Volk, das ihnen anvertraut wird, darin einzuführen vermögen.“ (OT 8)

Priesterliche Existenz und Pascha-Mysterium

Es verdient besondere Aufmerksamkeit, dass das Konzil hier den zentralen Begriff „Pascha-Mysterium“ aufgreift, der schon in der Liturgiekonstitution die theologische Leitidee war⁷ und sich auch in anderen Dokumenten⁸ als christologischer und soteriologischer Kerngedanke des Konzils erweist.⁹ Die zentrale Bedeutung des Pascha-Mysteriums wird allerdings missverstanden, wenn darin lediglich der österliche Sieg gesehen wird. Pascha-Mysterium meint Leiden, Tod und Auferstehung Christi und nimmt sein ganzes Leben in den Blick, insofern es einerseits Entäußerung, Erniedrigung und Hingabe ist, andererseits aber auch vom Vater angenommen und in das neue ewige Leben der Auferstehung hinübergegangen ist. Pascha-Mysterium kann nicht reduziert werden auf den Sieg Jesu über den Tod, sondern nimmt die Dynamik in den Blick, die das Erlösungsgeschehen, aber auch das irdische Leben der Erlösten bleibend prägt.¹⁰

Wo Amtstheologie und priesterliche Spiritualität einen solchen prägenden pascha-christologischen Bezugspunkt haben, verbietet sich jedes triumphalistische Priesterbild. Ein pascha-christologisches Priesterbild rechnet damit, dass der priesterliche Dienst auch mit Last, Leid und Erfolglosigkeit verbunden ist. Es ruft aber nicht nur zur Solidarität mit den Menschen an den Rändern, mit den Leidenden und Zukurzgekommenen, sondern sucht seine Kraft in der Solidarität dessen, der für uns gelitten hat und gestorben ist. Zugleich zeigt der Blick auf den Auferstandenen das Ziel, auf das die Kirche unterwegs ist und an dem der Priester hoffend festhalten darf, auch wenn die Last und die Sorgen des Alltags ihn mutlos machen wollen.¹¹

Eine pascha-christologische Prägung des Priesterbildes könnte darüber hinaus helfen, mit den Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit gelassener umzugehen. Dabei ist es fast gleichgültig, ob die Grenzen durch eigenes Unvermögen oder zunehmende Schwäche aufgrund von Alter und Krankheit bedingt sind

oder durch einen Erwartungsüberschuss der Gemeinden und der Ordinate. Bei Jesus ist zu lernen, dass er nicht auf äußeren Erfolg aus war, dass er dort, wo er bei den Menschen war, wirklich präsent und den Einzelnen zugewandt war und damit *volens* an vielen anderen Stellen nicht war. So viele menschliche Seiten die Evangelisten auch von Jesus überliefern. Von hektischer Betriebsamkeit berichten sie jedenfalls an keiner Stelle.

Natürlich ist das Pascha-Mysterium nicht nur ein Lebensprogramm für die Priester, sondern für alle Getauften. Aber wenn das Leben aller Christen vom Pascha-Mysterium geprägt werden soll, dann muss zumindest bei denen, die die anderen dazu anleiten sollen, der Wille und das Bemühen existieren, daraus auch selbst zu leben. Spezifisch priesterlich ist deshalb nicht der Bezug zum Pascha-Mysterium, sondern dass der Priester nicht nur sein Leben als Christ, sondern auch seinen presbyteralen Dienst von dieser pascha-christologischen Dynamik her versteht und zu leben versucht. Ein Amtsträger, der das ernst nimmt, wird erkennen, dass es nicht reicht, persönlich bescheiden zu leben, um des Amtes willen aber auf Ehrungen und Präzedenz, Aufwand und Ansehen zu bestehen. Die pascha-theologische Prägung der Pastoral, des amtlichen Handelns und der priesterlichen Existenz begründet auch, warum die Feier der Messe nicht nur als notwendiger und geschuldeter Dienst für die Gemeinde angesehen wird, sondern von den Priestern als Mitte ihres Lebens verstanden und gepflegt werden muss. Eine sekundäre Frage ist es dann, wann es für einen Priester, der nicht selbst einer Messfeier vorstehen muss, hilfreicher ist, zu konzelebrieren oder wie die übrigen Gläubigen mitzufeiern.

Spirituelle Kraft aus der pastoralen Tätigkeit

Angesichts der vielfältigen Erwartungen an die Presbyter und der wachsenden pastoralen Belastungen wird eine gefestigte und tragfähige Spiritualität immer wichtiger. Daran erinnern die konziliaren Dokumente zu Recht und nennen die verschiedenen Übungen, die den Priestern zur Pflege und Förderung ihres geistlichen Lebens empfohlen werden. Allerdings ist Spiritualität nach der Überzeugung des Dekretes über die Priesterausbildung nicht nur Voraussetzung für einen fruchtbaren pastoralen Einsatz. Vielmehr ist es der

Wunsch des Konzils, dass die Priester die Pastoral selbst als Quelle der Spiritualität entdecken. Im Blick auf die Alumnen im Priesterseminar sagt das Dekret *Optatam totius*:

„Sie sollen aber in ihrer zukünftigen Tätigkeit nicht fast ausschließlich eine Gefahrenquelle sehen, vielmehr soll man sie anleiten, daß sie gerade aus ihrer pastoralen Tätigkeit für ihr geistliches Leben so viel Kraft wie möglich schöpfen“ (OT 9).

Diese Aussage gehört sicher zu den missverständlichen, missbrauchbaren und deshalb gefährlichen Formulierungen. Denn mit einem solchen Satz kann der Eindruck erweckt werden, wer in rechter Weise pastoral tätig sei, würde diese Arbeit nicht als Last erfahren, sondern aus ihr immer wieder neue Kraft zu immer größeren Anstrengungen schöpfen. Eine solche ideologische Instrumentalisierung wäre fatal.

Wichtig ist allerdings, dass pastorale Arbeit und Spiritualität aufeinander bezogen bleiben. Wo sich pastorale Tätigkeiten als erfüllend und beglückend erweisen, sind sie Anlass zur Dankbarkeit, die eine der wichtigsten Dimension christlicher Spiritualität ist. Nicht selten berichten Priester von pastoralen Begegnungen, in denen sie sich selbst beschenkt fühlten. Aber auch die vordergründige Vergeblichkeit anderer Aufgaben gilt es anzunehmen und so immer mehr zu lernen, die Erfolglosigkeit des eigenen Handelns nicht als Sinnlosigkeit der eigenen Existenz und des priesterlichen Amtes zu interpretieren.

Gottlob machen vielen Priestern viele ihrer konkreten Aufgaben auch Freude. Das eigene Selbstbewusstsein und die Freude am Beruf wachsen natürlich durch Dinge, die den Einzelnen gut von der Hand gehen und für die sie auch Lob und Anerkennung finden. Aber die spirituelle Kraft, von der *Optatam totius* spricht, ist mehr als die menschliche Bestätigung – so notwendig diese ist. Die spirituelle Kraft erwächst daraus, dass wir in allem, was wir tun, immer wieder Gott selbst am Werk sehen. Als Mitarbeiter Christi sollen wir uns erweisen – und das kann auch dort geschehen, wo wir nach menschlichen Maßstäben nicht die beste Figur machen. Ein Rückblick am Ende des Tages kann einerseits die Dankbarkeit nähren, für all das, wo wir geistliches Wachstum und Gegenwart Gottes erkennen können. Er hilft aber auch, das Unerledigte, Misslungene oder noch Offene in die Hände dessen zu legen, in dessen Namen wir antreten.¹²

3. Das II. Vatikanische Konzil als Herausforderung für Theologie und Spiritualität

Diese wenigen exemplarischen Hinweise auf einige Aussagen von *Optatam Totius* und *Presbyterorum Ordinis* erheben nicht den Anspruch, ein umfas-

sendes Bild priesterlicher Spiritualität zu sein, noch soll behauptet werden, dass das Konzil ein konsistentes Priesterbild entworfen habe. Aber es konnte doch gezeigt werden, dass sich auch in diesen Texten, die nicht im Zentrum der Konzilsarbeit standen und die in manchem sicher nicht ausgereift sind, Impulse finden, die für ein realistisches Priesterbild und für eine lebendige priesterliche Spiritualität fruchtbar gemacht werden können.

Vielleicht müssen wir ernster nehmen, dass ein Konzil – bei allem guten Willen – in vielen Punkten keine abschließenden Antworten gibt, sondern Positionen markiert, die im Prozess der Rezeption aufgegriffen und weiterentwickelt werden dürfen und müssen. In der Tat darf es auch 50 Jahre danach nicht um ein „tabuisiertes Hochloben des Konzils“¹³ gehen. Deshalb ist auch Ludwig Mödl zuzustimmen, dass „die Frage des Priesters (wie auch des Diakons) in neuer, nicht nur spiritualistisch-disziplinarischer Weise angegangen werden“¹⁴ muss. Aber die Ansätze, die das II. Vatikanische Konzil bietet, sind vielleicht doch nicht so unzureichend, wie die eingangs zitierte Kritik behauptet. Die Iuxta-Position unterschiedlicher Ansätze im Konzil zeigt natürlich, dass eine konsistente Theologie noch nicht formuliert wurde und vielleicht auch noch nicht formuliert werden konnte. An dieser in der Gegenwart zu arbeiten ist kein systematisches Glasperlspiel, sondern ein wichtiger Dienst an den Priestern, die eine Spiritualität der Christusbeziehung brauchen, die keine Überforderung ist, sondern zu einer vertrauensvollen Gelassenheit führt. Eine solche Spiritualität ermöglicht mit den eigenen Grenzen zu leben, aber auch die anderen Aufgaben und Akzente anderer Priester wertschätzend wahrzunehmen.

In einem Punkt allerdings muss vor zu großem Optimismus gewarnt werden. Auch ein besseres Priesterbild und eine spannungsfreie Amtstheologie sowie eine erneuerte Spiritualität der Priester, die identitätsstützend und identitätsbildend ist, garantieren nicht, dass der Glaubensschwund in Europa gestoppt wird und ein neuer Glaubensfrühling aufbricht. Denn Glaube und Kirche stehen in einem größeren Kontext. Aber gerade weil Verdunstung des Glaubens und kirchendistanziertes Klima den priesterlichen Alltag vermutlich auf lange Sicht prägen werden, müssen Theologie des Presbyterates und Spiritualität der Priester gefördert werden.

Anmerkungen:

* Um Anmerkungen ergänzter Vortrag beim Akademievormittag der Akademie Domschule Würzburg am 18. November 2015. Meinem Vorgänger auf dem Würzburger Lehrstuhl für Liturgiewissenschaft Prof. Dr. Walter von Arx sei der Beitrag anlässlich der Vollendung seines 80. Lebensjahres am 20. Februar 2016 gewidmet.

¹ Ludwig Mödl, Das Dekret über Dienst und Leben der Priester *Presbyterorum Ordinis*, in: Franz Xaver Bischof/Stephan Leimgruber

(Hg.), Vierzig Jahre II. Vatikanum. Zur Wirkungsgeschichte der Konzilstexte, Würzburg 2004, 297–315, hier 315.

² Vgl. Gemeinsame Erklärung der Bischöfe Deutschlands, Jan. – Febr. 1875 (DH 3112–3116, hier 3115) und Pius IX., Apostolisches Schreiben *Mirabilis illa constantia* an die Bischöfe Deutschlands, 4. März 1875 (DH 3117).

³ Vgl. etwa Ludwig Ott, Das Weihesakrament (HDG IV/5), Freiburg – Basel – Wien 1969.

⁴ Die Weihe des Bischofs, der Priester und der Diakone. Pontifikale I. Handausgabe mit pastoraliturgischen Hinweisen, hg. von den Liturgischen Instituten Salzburg – Trier – Zürich, Freiburg – Basel – Wien 1994, 92.

⁵ Vgl. etwa Walter Kasper, Der priesterliche Dienst – Repräsentation Jesu Christi als Haupt der Kirche, in: Ders., Die Kirche und ihre Ämter. Schriften zur Ekklesiologie II (WKGS 12), Freiburg – Basel – Wien 2009, 290–309, v.a. 302–305; dazu auch Judith Müller, In der Kirche Priester sein. Das Priesterbild in der deutschsprachigen katholischen Dogmatik des 20. Jahrhunderts, Würzburg 2001, 203–211 (mit weiteren Belegen und Hinweisen zur Diskussion). Kaspers Ansatz hat sich auch in verschiedenen Schriften der Deutschen Bischofskonferenz niedergeschlagen.

⁶ Der Begriff wird hier natürlich anders verwandt als bei Gisbert Greshake, der die Repräsentation Christi und der Kirche unterscheidet. Vgl. Gisbert Greshake, Priester sein in dieser Zeit. Theologie – Pastorale Praxis – Spiritualität, Freiburg – Basel – Wien 2001, 101–146.

⁷ Vgl. Simon A. Schrott, Pascha-Mysterium. Zum liturgietheologischen Leitbegriff des Zweiten Vatikanischen Konzils (Theologie der Liturgie 6), Regensburg 2014.

⁸ Vgl. etwa auch PO 2: „Das Ziel also, auf das Dienst und Leben der Priester ausgerichtet sind, ist die Verherrlichung Gottes des Vaters in Christus. Diese Verherrlichung besteht darin, daß die Menschen die in Christus vollendete Tat Gottes bewußt, frei und dankbar annehmen und in ihrem ganzen Leben kundtun. Ob die Priester sich darum dem Gebet und der Anbetung hingeben, ob sie das Wort verkünden, das eucharistische Opfer darbringen und die übrigen Sakramente verwalten oder den Menschen auf andere Weise dienen, immer fördern sie die Ehre Gottes und das Wachstum des göttlichen Lebens im Menschen. All dies entströmt dem Pascha Christi des Herrn und erfährt seine Vollendung bei dessen glorreicher Ankunft, wenn er selbst das Reich Gott dem Vater übergeben hat.“

⁹ Vgl. dazu etwa Christian Hennecke, Die Wirklichkeit der Welt erhellen. Ein ökumenisches Gespräch mit Dietrich Bonhoeffer über die ekklesiologischen Perspektiven der Moralverkündigung (KKS 66), Paderborn 1997, v.a. 42–142; auch Angelus A. Häußling, „Pascha-Mysterium“. Kritisches zu einem Beitrag in der dritten Auflage des *Lexikon für Theologie und Kirche*, in: ALW 41 (1999) 157–165.

¹⁰ Vgl. Winfried Haunerland, Der liturgietheologische Leitbegriff des Zweiten Vatikanischen Konzils. Anmerkungen zu einer wichtigen Studie über das Pascha-Mysterium, in: LJ 64 (2014) 263–271.

¹¹ Vgl. dazu auch Winfried Haunerland, „Und stelle dein Leben unter das Geheimnis des Kreuzes.“ Das Pascha-Mysterium als Mitte priesterlicher Existenz, in: Klerusblatt 93 (2013) 108–111.

¹² Vgl. dazu etwa Willi Lambert, Gebet der lebenden Aufmerksamkeit, Trier 2014.

¹³ Mödl, *Presbyterorum Ordinis* (wie Anm. 1), 315.

¹⁴ Ebd.

Anschrift des Autors: Prof.-Huber-Pl. 1, 80539 München